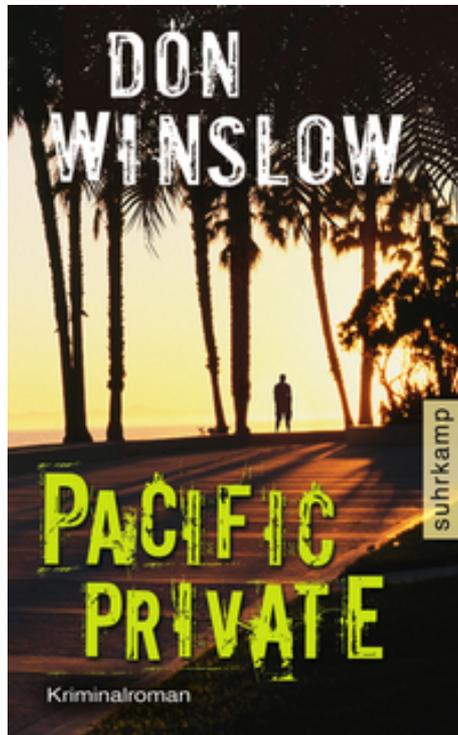


Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Winslow, Don
Pacific Private

Kriminalroman
Aus dem Amerikanischen von Conny Lösch

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 4096
978-3-518-46096-2

suhrkamp taschenbuch 4096

Boone Daniels lebt, um zu surfen. Nebenbei übernimmt er als Privatdetektiv ein paar Jobs, doch nie so viel, um nicht rechtzeitig bei Tagesanbruch am Strand zu sein, wo er mit seinen Kumpels die großen Wellen erwartet. Doch gerade, als Riesenbrecher auf Pacific Beach, Kalifornien zurollen, wie sie nur alle paar Jahre vorkommen, wird er in einen Fall verwickelt, der auch ein dunkles Kapitel seiner Vergangenheit berührt. *Pacific Private* ist der erste Teil von Don Winslows Serie um den surfenden Privatdetektiv Boone Daniels.

Don Winslow arbeitete als Privatdetektiv in New York, als Safari-führer in Kenia und lebt heute als Autor und Gelegenheitssurfer in Südkalifornien.

Don Winslow

PACiFiC PRiVATE

Kriminalroman

Aus dem Amerikanischen von
Conny Lösch

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2008 unter dem Titel
The Dawn Patrol
bei Alfred A. Knopf, a division of Random House, Inc., New York.

© Don Winslow, 2008

Umschlagfoto: Rich Reid / Philip Lee Harvey / Getty Images

suhrkamp taschenbuch 4096
Deutsche Erstausgabe
Erste Auflage 2009
© der deutschen Ausgabe
Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2009
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany
Umschlag: HAUPTMANN & KOMPANIE Werbeagentur
ISBN 978-3-518-46096-2

1 2 3 4 5 6 – 14 13 12 11 10 09

PACiFiC PRiVATE

Welle, *die*:

Eine Störung, die sich mittels eines Mediums
von einem Ort zu einem anderen überträgt.

»Let me take you down, 'cause I'm going to
Strawberry Fields ...« *Lennon/McCartney*

01 Die Meeresoberfläche breitet eine weiche silbrige Decke über die Küste.

Gerade steigt die Sonne über die Hügel im Osten. Pacific Beach schläft noch.

Die Farbe des Ozeans ist weder blau noch grün, noch richtig schwarz, sondern irgendetwas dazwischen.

Draußen am Line-up besteigt Boone Daniels sein altes Longboard wie ein Cowboy sein Pferd.

Er gehört zur Dawn Patrol.

02 Die Mädchen sehen aus wie Gespenster. Sie treten aus dem frühmorgendlichen Nebel und stapfen über das feuchte Gras am Feldrand; silbrig heben sich ihre Gestalten von einer schmalen Baumreihe ab. Die Nässe dämpft ihre Schritte, deshalb nähern sie sich leise. Der Dunst, der ihre Beine umfängt, lässt sie aussehen, als würden sie schweben.

Wie die Geister früh verstorbener Kinder.

Sie sind zu acht und sie sind wirklich noch Kinder – das älteste ist vierzehn, das jüngste zehn. Ohne sich dessen bewusst zu sein, gehen sie im Gleichschritt, gehen den wartenden Männern entgegen.

Die Männer beugen sich über den Nebel wie Riesen über Wolken, die von oben ihr Universum beäugen. Aber die Männer sind keine Riesen, sie sind Arbeiter; und ihr Universum ist das scheinbar endlose Erdbeerfeld, über das sie nicht herrschen, sondern das sie beherrscht. Sie sind froh über den kühlen Nebel – schon bald wird er verdunstet sein und sie der gleichgültigen Brutalität der Sonne überlassen.

Die Männer sind Erntearbeiter, stundenlang über die Pflanzen beugen sie sich, ohne sich aufzurichten. Sie haben

die gefährliche Odyssee von Mexiko bis hierher auf sich genommen, um auf diesen Feldern zu arbeiten und ihren Familien südlich der Grenze Geld schicken zu können.

Sie leben im Verborgenen, in primitiven Lagern aus Wellblechhütten, notdürftig zusammengeflickten Zelten und Schuppen, tief in den Canyons, die sich seitlich der Felder erheben. Frauen gibt es in den Lagern keine und die Männer sind allein. Jetzt halten sie inne, um schuldbewusst einen Blick auf die fast schwerelosen Mädchen zu erheischen, die aus dem Nebel kommen. Es sind begehrlche Blicke, obwohl viele dieser Männer Töchter im selben Alter haben.

Zwischen Feldrand und Flussufer wächst ein breiter Schilfstreifen, in den die Männer kleine Schlupflöcher geschlagen haben, fast schon Höhlen. Einige von ihnen gehen jetzt ins Schilf und beten, dass die Dämmerung nicht zu schnell kommen oder zu hell scheinen und ihre Schmach Gottes Blicken preisgeben möge.

03 Auch im Crest Motel dämmt es.
Der Sonnenaufgang ist ein Anblick, der nicht vielen seiner Bewohner vergönnt ist, es sei denn, sie stehen nicht auf, sondern gehen gerade erst ins Bett.

Zwei junge Menschen sind jetzt wach, aber der Mann am Empfang, der mit dem Hintern auf dem Stuhl und den Füßen auf dem Tresen ein Schläfchen hält, ist keiner von den beiden. Egal. Selbst wenn er wach wäre, könnte er den kleinen Balkon von Zimmer 342 nicht sehen, über dessen Geländer die Frau fällt.

Ihr Nachthemd flattert über ihr.

Ein unzulänglicher Fallschirm.

Sie verfehlt den Pool um keinen ganzen Meter, ihr Körper prallt mit einem dumpfen Schlag auf den Beton.

Nicht laut genug, um jemanden zu wecken.

Der Mann, der sie gestoßen hat, sieht nur so lange hinunter, bis er sicher ist, dass sie nicht mehr lebt. Er sieht, dass ihr Hals merkwürdig verdreht ist, wie der einer kaputten Puppe. Er betrachtet die Blutlache – fast schwarz im matten Licht –, die sich zum Pool hin ausbreitet.

Wasser strebt dem Wasser zu.

04 »Galaktisch krasse Freakwaves, klassischer Fall von hammerhart.«

So umschreibt Hang Twelve die herannahende große Wellenfront gegenüber Boone Daniels, der sogar versteht, was Hang Twelve meint. Rechts von Boone, im Süden, klatschen die Wellen bereits gegen die Stützpfeiler des Crystal Pier. Der Ozean ist schwer, angeschwollen, verheißungsvoll.

Die Surfer der Dawn Patrol – Boone, Hang Twelve, Dave the Love God, Johnny Banzai, High Tide und Sunny Day – sitzen auf ihren Brettern, reden und warten auf die nächsten Wellen. Alle tragen schwarze Neoprenanzüge, die sie von den Handgelenken bis zu den Fußknöcheln bedecken, denn das Wasser am frühen Morgen ist kalt, besonders jetzt, wo es vom nahenden Sturm aufgewühlt wird.

Die Unterhaltung dreht sich an diesem Morgen um die große Wellenfront, eine Brandung, wie sie nur einmal alle zwanzig Jahre vorkommt, die jetzt wie ein außer Kontrolle geratener Güterzug auf die Küste von San Diego zuwalzt. In zwei Tagen soll es so weit sein, sie wird grauen Winterhimmel mitbringen, etwas Regen und die größten Wellen, die sie je gesehen haben.

Wie Hang Twelve meinte, wird das ein »klassischer Fall von hammerhart«.

Grob übersetzt ist das ein Ausdruck der Anerkennung.

Auf alle Fälle gut wird es werden, das weiß Boone. Vielleicht würden sie sogar sieben Meter hohe Peaks zu sehen

bekommen, zwei pro Minute. Double Overheads, Tubes wie Tunnel, echte Donnerbrecher, die einen problemlos mitreißen und in den Waschgang spülen.

Nur was für die besten Surfer.

Zu denen Boone gehört.

Die Behauptung, Boone sei schon gesurft, bevor er laufen konnte, mag übertrieben sein, doch er konnte früher surfen als rennen, und das entspricht der nackten Wahrheit. Boone ist der Inbegriff eines *locie* – abgeleitet von *local*; er wurde am Strand gezeugt, weniger als einen Kilometer davon entfernt geboren und er wuchs drei Häuserblocks weit von der Stelle auf, an der bei Flut die Brandung bricht. Sein Dad surfte, seine Mom surfte – daher auch die Empfängnis im Sand. Seine Mom surfte sogar bis weit in den sechsten Schwangerschaftsmonat hinein, weshalb es vielleicht doch nicht übertrieben ist zu behaupten, Boone sei schon gesurft, als er noch nicht laufen konnte.

Boone ist also sein ganzes bisheriges Leben lang – und länger – ein Mann des Wassers gewesen.

Der Ozean ist sein Hinterhof, sein Hafen, sein Spielplatz, seine Zuflucht, seine Kirche. Er besucht den Ozean, um zu genesen, sich zu reinigen und sich zu vergegenwärtigen, dass das Leben ein Wellenritt ist. Boone hält Wellen für erfahrbare Botschaften Gottes, durch die er uns wissen lässt, dass das Beste im Leben kostenlos ist.

Dieses Gefühl von Freiheit holt sich Boone jeden Tag, meist zwei oder drei Mal, aber immer, ausnahmslos immer, im Morgenrauen bei der Dawn Patrol.

Boone Daniels lebt für das Surfen.

Er möchte jetzt nicht über die große Wellenfront sprechen, denn es könnte die Wellenfront verderben, dazu führen, dass sie abflaut und in den unergründlichen Weiten des Nordpazifiks verebbt. Obwohl ihn Hang Twelve wie gewöhnlich mit einem Ausdruck unverstellter Heldenvereh-

rung betrachtet, lenkt Boone das Gespräch auf eines der Standardthemen der Dawn Patrol von Pacific Beach.

Auf die *Liste der Dinge, die gut sind*.

Anfangen haben sie mit der Liste der Dinge, die gut sind, vor ungefähr fünfzehn Jahren, als der Gemeinschaftskundelehrer ihrer Highschool Boone und Dave aufforderte, sich zu überlegen, wo ihre »Prioritäten liegen«.

Die Liste ist flexibel, einzelne Posten kommen hinzu oder werden gestrichen, die Rangfolge verändert sich. Angenommen, jemand würde die aktuelle *Liste der Dinge, die gut sind* aufschreiben, was nicht der Fall ist, dann läse sie sich folgendermaßen:

1. Double Overheads
2. Reef Breaks
3. Tubes
4. Mädchen, die am Strand sitzen und zusehen, wie man Double Overheads, Reef Breaks und Tubes reitet (Was Sunny zu der Bemerkung veranlasste: »Mädchen gucken zu – Frauen reiten.«)
5. Alles, was umsonst ist
6. Bretter von Baltierri
7. Alles von O'Neill
8. Auslegerkanutinnen
9. Fisch-Tacos
10. Der Film *Big Wednesday*

»Ich schlage vor«, sagt Boone mit Blick auf die Wellenkämme, »wir stellen Fisch-Tacos über Auslegerkanutinnen.«

»Vom neunten auf den achten?«, fragt Johnny Banzai, und auf seinem ansonsten meist ernstesten Gesicht macht sich ein Lächeln bemerkbar. Johnny Banzai heißt natürlich nicht wirklich Banzai. Er heißt Kodani, aber als radikaler, uner-

schrockener und unverwüstlicher Surfer japanisch-amerikanischer Herkunft bekommt man entweder den Spitznamen Kamikaze oder Banzai verpasst, so ist das nun mal. Boone und Dave the Love God hielten Johnny für viel zu vernünftig, um als selbstmordgefährdet gelten zu können, und entschieden sich für Banzai. Wenn Johnny Banzai keine Banzai-Angriffe reitet, ist er Kommissar bei der Mordkommission des San Diego Police Department, und Boone weiß, dass er sich über jede Gelegenheit freut, über etwas anderes zu reden als über Dinge, die ganz und gar nicht gut sind. Er springt also voll drauf an. »Letztlich beide einfach austauschen?«, fragt Johnny Banzai. »Auf welcher Grundlage?«

»Auf der Grundlage reiflichen Nachdenkens und sorgfältiger Überlegung«, antwortet Boone.

Hang Twelve ist schockiert. Der junge Soulsurfer starrt Boone voller verletzter Unschuld an, sein nasser Ziegenbart tropft auf das schwarze Neopren seines Winteranzugs, und als er den Kopf neigt, fallen ihm seine hellbraunen Dreadlocks auf die Schultern. »Aber Boone – Auslegerkanutinnen?«

Hang Twelve liebt die Frauen in den Auslegerkanus. Immer wenn sie vorbeipaddeln, setzt er sich auf sein Board und starrt ihnen hinterher.

»Pass auf«, sagt Boone, »die meisten von denen gehen für das andere Team an den Start.«

»Welches andere Team?«, fragt Hang Twelve.

»Er ist noch so jung«, bemerkt Johnny, und wie üblich trifft er mit dieser Bemerkung den Nagel auf den Kopf. Hang Twelve ist ein Dutzend Jahre jünger als die anderen von der Dawn Patrol. Sie tolerieren ihn, weil er ein begeisterter Surfer und Boones Schützling ist, außerdem gibt er ihnen im Surfladen, wo er arbeitet, Rabatt.

»Welches andere Team?«, fragt Hang Twelve hartnäckig.

Sunny Day beugt sich über ihr Board und flüstert ihm etwas zu.

Sunny sieht genau so aus, wie sie heißt. Ihre blonden Haare leuchten wie Sonnenlicht. Sie ist eine Naturgewalt, groß und langbeinig – das, was Brian Wilson meinte, als er schrieb, er wünschte sich, alle Mädchen wären California Girls.

Nur dass Brians Traumfrauen meist am Strand sitzen bleiben, während Sunny surft. Sie ist die beste von allen bei der Dawn Patrol, besser auch als Boone, und mit der anstehenden großen Wellenfront könnte sie den Sprung von der Kellnerin zur vollbeschäftigten Profisurferin schaffen. Ein gutes Foto von Sunny, wie sie eine große Welle durchpflügt, könnte ihr einen Sponsorenvertrag bei einer der wichtigsten Firmen für Surferklamotten einbringen, und dann wäre sie nicht mehr zu bremsen. Jetzt übernimmt sie es, Hang Twelve zu erklären, dass die meisten Frauen in den Auslegerkanu-Frauenmannschaften auf Frauen ausgelegt sind.

Hang Twelve stöhnt entsetzt auf.

»Du hast einem jungen Menschen gerade seine Illusionen zerstört«, wirft Boone Sunny vor.

»Muss nicht sein«, sagt Dave the Love God und grinst selbstgefällig.

»Fang gar nicht erst an«, sagt Sunny.

»Ist es meine Schuld«, fragt Dave, »dass mich die Frauen lieben?«

Eigentlich nicht, nein. Gesicht und Körperbau von Dave the Love God hätten im antiken Griechenland für einen echten Run auf Marmor gesorgt. Aber dass Dave so viel Sex kriegt, verdankt er gar nicht in erster Linie seinem Körper, sondern vor allem seiner Zuversicht. Dave vertraut darauf, dass man ihn flachlegen wird, und er übt einen Beruf aus, der ihm die perfekte Ausgangsposition verschafft. Er ist Rettungsschwimmer, und dadurch hat er Chancen bei jeder Touristenschnecke, die aus den Schneestaaten anreist, um sich in San Diego einen Sonnenbrand zu holen. Seinem Be-

ruf verdankt er auch seinen Spitznamen. Johnny Banzai, der gerade das Kreuzworträtsel der New York Times mit Füller ausfüllte, meinte: »Du bist kein *life guard*, du bist ein *love god*. Kapiert?«

Ja, alle von der Dawn Patrol kapierten das, weil sie alle schon gesehen hatten, wie Dave the Love God auf seinen Rettungsschwimmerhochsitz klettert und, in Vorbereitung auf die bevorstehende Nacht und zum Ausgleich für die Anstrengungen der vergangenen, ganze Hände voll Vitamin-E-Pillen schluckt.

»Die drücken mir ein Fernglas in die Hand«, sagte er einmal voller Verwunderung zu Boone, »und verlangen ausdrücklich, dass ich spärlich bekleidete Frauen beobachte. Und dann behaupten tatsächlich Leute, es gebe keinen Gott.«

Sollte also überhaupt ein Hominide mit Schraubwerkzeug eine Auslegerkanutin (oder auch mehrere) dazu bringen, eine oder zwei Nächte lang von ihren geschlechtlichen Überzeugungen abzuweichen, dann Dave. Dem selbstzufriedenen lasziven Lächeln nach zu urteilen, das er jetzt aufsetzt, ist es ihm bereits mehrfach gelungen.

Hang Twelve ist noch nicht überzeugt. »Aber, Fisch-Tacos? Ich weiß nicht.«

»Kommt auf den Fisch im Taco an«, sagt High Tide, der eigentlich Josiah Pamavatuu heißt, und wirft sein Gewicht in die Waagschale. Im wahrsten Sinne des Wortes, denn der Samoaner hat gute 160 Kilo auf den Hüften. Daher auch der Spitzname High Tide, denn wenn er ins Wasser geht, steigt der Meeresspiegel. High Tides Ansichten über Lebensmittel werden respektiert, denn er weiß offensichtlich, wovon er redet. Pacific Islanders kennen sich aus mit Fisch, das weiß jeder. »Königsfisch, Wahoo, Opah, Goldmakrele, Hai, oder was? Das ist ein großer Unterschied, vom Ranking her.«

»Egal«, sagt Boone, »in einer Tortilla schmeckt alles besser.«

Für Boone gilt dies als Glaubensgrundsatz. Sein Leben lang hat er sich daran gehalten und er ist der unerschütterlichen Überzeugung, dass es der Wahrheit entspricht. Man nimmt irgendwas – Fisch, Huhn, Rindfleisch, Käse, Eier, sogar Erdnussbutter oder Marmelade – und übergibt es der mütterlichen Fürsorge einer warmen Tortilla. Und all jene Lebensmittel werden die ihnen entgegengebrachte Liebe erwidern, indem sie sich von ihrer allerbesten Seite zeigen.

Alles schmeckt besser in einer Tortilla.

»Raus!«, schreit High Tide.

Boone blickt über seine Schulter auf die erste Welle einer, wie es den Anschein hat, ganzen Reihe von stattlichen Exemplaren.

»Partywelle!«, jöhlt Dave the Love God und er, High Tide, Johnny und Hang Twelve springen auf, teilen sich den Ritt an Land. Boone und Sunny warten auf die zweite Welle, die ein bisschen größer ist, voller und besser geformt.

»Deine Welle!«, ruft Boone ihr zu.

»Ritterlich oder gönnerhaft, wie darf ich das verstehen?«, schreit Sunny zurück, paddelt aber los. Boone schwingt sich direkt hinter ihr auf und gemeinsam surfen sie auf der Shoulder hinein, ein geschickter Pas de deux im Weißwasser.

Boone und Sunny laufen gemeinsam über den Strand, denn die morgendliche Session ist vorbei und die Dawn Patrol geht an Land. Das muss sein, weil sie alle auch noch richtige Jobs haben. Alle außer Boone.

Johnny tritt schon aus der Außendusche und setzt sich auf den Fahrersitz seines Wagens, um sich in seine Kommissarklamotten – blaues Hemd, braunes Tweedjackett, khakifarbene Hose – zu werfen, als sein Handy klingelt. Johnny lauscht und sagt: »Eine Frau hat einen Körper vom Balkon eines Motels gemacht. Das sind vielleicht paradiesische Zustände.«

»Die vermisse ich nicht«, sagt Boone.

»Das ist umgekehrt genauso«, entgegnet Johnny.

Das ist wahr. Als Boone beim San Diego Police Department die Flinte ins Korn warf, bedauerte sein Lieutenant einzig und allein, dass er sich nicht vorher damit den Schädel weggeblasen hatte. Johnny ist trotz seiner Bemerkung anderer Ansicht – Boone war ein guter Cop. Ein sehr guter Cop.

Eine Schande, was da passiert war.

Aber jetzt folgt Boone High Tides Blick hinaus auf den Ozean, den der große Mann mit fast demütiger Intensität anstarrt.

»Sie kommt«, sagt High Tide. »Die Wellenfront.«

»Groß?«, fragt Boone.

»Nicht groß«, sagt High Tide. »Riesig.«

Echte Donnerbrecher.

Kawumm – so in der Art.

05 Eine Welle, was ist das überhaupt?

Wenn wir eine Welle sehen, wissen wir, dass es eine ist, aber was *ist* das eigentlich?

Die Physiker bezeichnen sie als ein »Phänomen der Energieübertragung«.

Im Wörterbuch steht, es sei »eine Störung, die sich vermittelt eines Mediums von einem Ort zu einem anderen überträgt«.

Eine Störung.

Das auf alle Fälle.

Etwas wird gestört, aufgewühlt. Das heißt, etwas trifft auf etwas anderes und löst eine Vibration aus. Klatschen Sie in die Hände, und Sie hören ein Geräusch. Was Sie tatsächlich hören, ist eine Schall*welle*. Etwas traf auf etwas anderes und löste eine Vibration aus, die Ihr Trommelfell erreichte.

Vibration ist Energie. Sie wird durch das Phänomen der Welle von einem Ort zu einem anderen übertragen.

Das Wasser selbst bewegt sich eigentlich nicht. Vielmehr stößt ein Wassermolekül ein benachbartes an, dieses wiederum stößt ein weiteres Molekül neben sich an und so weiter und so fort, bis es auf etwas anderes trifft. Das ist wie mit dieser bescheuerten La Ola, der Welle bei Sportveranstaltungen – die *Menschen* bewegen sich nicht durchs Stadion, nur die Welle bewegt sich. Die Energie fließt von einer Person zur nächsten.

Wenn man eine Welle reitet, reitet man nicht das Wasser. Das Wasser ist das Medium, tatsächlich reitet man auf der Energie.

Sehr cool.

Man schwingt sich auf die Energie.

Milliarden von H_2O -Molekülen arbeiten Hand in Hand, um dich von einem Ort zu einem anderen zu transportieren, was sehr großzügig von ihnen ist, wenn man sich das mal genau überlegt. Wobei diese letzte Bemerkung natürlich bloß versponnener Soulsurfer-Scheiß ist – der Welle ist es egal, ob jemand draufspringt oder nicht. Wassermoleküle sind unbelebte Objekte, die nichts wissen und schon gar nichts empfinden: Das Wasser macht nur, was Wasser nun mal so macht, wenn es von der Energie in die Zange genommen wird.

Es schlägt Wellen.

Eine Welle, jede Welle, besitzt eine bestimmte Form. Die Moleküle, die aufeinandertreffen, tun dies nicht einfach nur in einer flachen Linie, sondern sie bewegen sich auf und ab – daher die Welle. Bevor es zu der »Störung« kommt, befinden sich die Wassermoleküle im Ruhezustand, einem Äquilibrium, um den Fachbegriff zu verwenden. Dann geschieht folgendes, die Energie stört dieses Äquilibrium, das Gleichgewicht. Sie »verdrängt« die Moleküle aus ihrem Ru-

hezustand. Hat die Energie ihr maximales »Verdrängungspotential« erreicht (»positive Verdrängung«), befindet sich die Welle auf ihrem Höchststand. Dann sackt sie unter ihr ursprüngliches Niveau, was man als »negative Verdrängung« bezeichnet, und das ist das »Wellental«. Mit anderen Worten, die Welle hat Höhen, Tiefen und Mitten, genau wie das gute alte Leben selbst.

Na ja, ein bisschen komplizierter ist es schon, besonders, wenn man von der Sorte Welle spricht, die sich reiten lässt, und ganz besonders von der Art Riesenwelle, wie sie jetzt gerade mit den allerübelsten Absichten auf Pacific Beach zuwalzt.

Im Prinzip gibt es zwei verschiedene Arten von Wellen.

Die meisten Wellen sind »Oberflächenwellen«. Sie entstehen durch Wind und die Anziehungskraft des Mondes. Dies ist die gewöhnliche Feld-Wald-und-Wiesenwelle, die Alltags- oder auch Lieschen-Müller-Welle. Diese Sorte taucht zur rechten Zeit auf und macht ihren Job. Es gibt sie in verschiedenen Größen von klein und mittel bis gelegentlich auch groß.

Oberflächenwellen sind die Wellen, denen das Surfen seinen Namen verdankt, denn dem unkundigen Auge scheint es, als würde der Surfer auf der Wasseroberfläche reiten. Surfer gleiten, wenn man so will, über die Oberfläche – auf Englisch *surface*.

Oberflächenwellen sind so etwas wie die Maulesel der Surfer. Lasttiere, die allerdings durchaus über die Stränge schlagen können, wenn der Wind sie ordentlich aufpeitscht.

Viele denken, für die großen Wellen sei starker Wind verantwortlich, aber das ist so nicht richtig. Wind kann eine starke Brandung verursachen oder eine ansonsten durchschnittliche Welle hoch auftürmen, aber die Energie selbst – die Störung – entsteht an der Oberfläche. Diese Wellen besitzen eine gewisse Höhe, doch es fehlt ihnen an Tiefe. Alles,

was passiert, passiert oben – fast, als wäre es bloß Show. Solche Wellen sind im wahrsten Sinne des Wortes oberflächlich.

Wind kann die Brandung auch ruinieren, was häufig der Fall ist. Weht der Wind schräg über die Welle, kann er ihr die Form versauen oder die Brandung zerhacken, oder – wenn die Welle direkt vom Ozean hereinkommt – ihren Kamm niederdrücken, sie platt walzen und unreitbar machen.

Wünschenswert ist ein sanfter, steter, der Küste vorgelagerter Wind, der die Welle frontal anweht und auf diese Weise aufrechterhält.

Die andere Art von Welle ist eine Welle *unter der Oberfläche*, die, äh – unter Wasser beginnt. Wenn Oberflächenwellen tänzelnde Mittelgewichtsboxer sind, die sich mit kurzen Geraden zur Wehr setzen, dann ist diese Welle das Schwergewicht, das auf Plattfüßen in den Ring watschelt und seinen Gegner k.o. schlägt. Diese Welle ist der Superstar, der ultimative Bösewicht, der Arsch, der dir das Geld für den Schulbus abnimmt, die Freundin ausspannt und deine neuen Turnschuhe klaut.

Wenn es Oberflächenwellen an Tiefe mangelt, dann hat die Strömungswelle mehr Eier in der Hose als ein Riff von Sly and the Family Stone. Sie ist tiefgründiger als Kierkegaard und Wittgenstein zusammen. Sie ist echt *heavy*, mein Freund; sie ist nicht dein Bruder. Sie ist der verhasste Bastard, der in einem brutalen Liebesakt auf dem Meeresgrund gezeugt wurde.

Da unten gibt es eine ganze Welt. Genau genommen befindet sich der Großteil der Welt da unten. Es gibt unglaubliche Bergketten, riesige Ebenen, Gräben und Canyons. Dort gibt es tektonische Platten, und wenn diese sich verschieben und aneinanderschaben, kommt es zu Erdbeben, gigantischen Unterwasserbeben, so gewalttätig wie Mike Tyson, wenn er seine Medikamente nicht genommen hat, und diese Beben lösen brutalste Störungen aus.

Zeigt sich die Welle von ihrer besten Seite, entsteht eine wunderschöne große Wellenfront, auf der es sich reiten lässt; im schlimmsten Fall kommt es zu einem Tsunami, dem unzählige Menschen zum Opfer fallen.

Genau das ist die Störung, ein Phänomen der massenhaften Energieübertragung, das sich über Tausende Kilometer fortsetzt, so dass du entweder zum Ritt deines Lebens kommst oder selbiges komplett an den Arsch geht. Dabei ist der Welle scheißegal, was passiert.

Als die Dawn Patrol an diesem Vormittag aus dem Wasser steigt, wälzt so etwas auf Pacific Beach zu. Ein Unterwasserbeben in der Nähe der Aleuten rollt buchstäblich Tausende Kilometer auf Pacific Beach zu und dann ...

Kawumm.

06 Kawumm ist gut.
Kawumm ist sehr, *sehr* gut, wenn man wie Boone Daniels Wellen, die viel Krach machen, über alles liebt.

So war er schon immer gewesen. Seit seiner Geburt und noch länger, wenn man den ganzen Kram über pränatale Geräuscheinflüsse glauben möchte. Manche Mütter sitzen rum und hören Mozart, damit ihre Babys auf den Geschmack kommen und die feineren Dinge zu schätzen lernen. Dee, Boones Mom, saß am Strand und kraulte sich im Rhythmus der Wellen den Bauch.

Der noch nicht entbundene Boone konnte den Ozean nicht vom Herzschlag seiner Mutter unterscheiden. Hang Twelve nennt das Meer »Mutter Ozean«, aber bei Boone stimmt das wirklich. Brett Daniels, sein Dad, setzte seinen Sohn, noch bevor dieser die Trotzphase erreichte, vor sich auf das Surfboard, paddelte hinaus und hob ihn beim Wellenreiten auf seine Schulter. Zufällige Zuschauer, das heißt also Touristen, waren entsetzt und meinten: »Was, wenn Sie ihn fallen lassen?«